

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896**

284 (3.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 186





Nr. 186. Karlsruhe, Donnerstag, den 3. Dezember 1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterjagt.

**Ohne Gewissen.**

(19)

Roman von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

Vor den Augen der Lesenden flimmerte es. Sie fühlte, wie ihr Gesicht brannte, und obwohl sie von dem, was in dem Briefe noch weiter folgte, keine Zeile mehr zusammenbrachte, schaute sie doch noch minutenlang angelegentlich auf das Blatt, nur um den andern nicht durch ihr Aussehen zu verraten, wie sehr sie sich der Indiskretion schämte, welche sie wider ihren Willen begangen.

„In der That — ein sehr hübscher und liebevoller Brief“, jagte sie endlich mit unsicher klingender Stimme, indem sie der Witwe das Blatt zurückgab. „Sie dürfen mit gutem Recht stolz sein auf Ihren Sohn.“

Um keinen Preis hätte sie sich jetzt zu erkennen geben können, und in der Furcht, daß man sie vielleicht geradezu nach ihrem Namen fragen würde, betrieb sie ihren Ausbruch mit einer für ihre freundliche Wirtin gewiß etwas befremdenden Hast. Unter Dankesworten, deren Wärme durch ihre große Verlegenheit wohl ein wenig beeinträchtigt wurde, verabchiedete sie sich von der Mutter Valentins; auf die Stirn seiner Schwester aber drückten ihre frischen Lippen einen so herzlichen Kuß, daß Regine voll freudigen Erstaunens zu der schönen jungen Dame aufblickte, von der sie einer solchen Auszeichnung würdig erachtet wurde.

Nicht auf dem beschwerlichen Wege, den sie gekommen war, sondern auf der breiten Landstraße, die sich hart am Waldesfaume hinzog, kehrte Ingeborg nach dem Herrenhause von Lindow zurück. Die Fröhlichkeit, mit der sie am frühen Morgen ausgegangen, war verflogen und eine träumerisch weiche, nachdenkliche Stimmung an ihre Stelle getreten. Unausgesetzt mußte sie sich mit Valentin Düringhoffen beschäftigen, der ihr nur zweimal in seinem Leben begegnet war, und der doch so viel gute Wünsche für sie hatte, wie wenn sie ihm in jahrelanger Freundschaft teuer geworden wäre. Noch immer fühlte sie ein Brennen der Scham in ihrem Herzen, wenn sie an seinen Brief dachte; daneben aber regte sich auch etwas wie eine geheimnisvoll süße Empfindung des Glückes über die beinahe andächtige Verehrung, die ihr ein so guter und rechtschaffener Mensch ohne jeden selbstfüchtigen Nebengedanken zollte. Und sie war entschlossen, ihm von nun an, soweit es die Verhältnisse eben gestatteten, wirklich eine Freundin zu werden. Die alte Bekanntschaft zwischen ihm und Artois mußte es ihr ja leicht machen, den rechten Weg dazu zu finden, und vor ihrer Seele stiegen allerlei freundliche Bilder auf, wie sie künftig zu dreien von dem traulichen Stübchen in dem alten Lehrershause und von seinen Bewohnern plaudern wollten.

Als sie auf ihr Zimmer kam, fand sie einen Brief, dessen Umschlag die Handschrift des Doktor Artois zeigte. Sie griff

danach; aber sie legte ihn wieder auf seinen Platz zurück, ohne ihn zu öffnen. Die Worte Valentin Düringhoffens, „dem das Entscheidende für ihr künftiges Glück ist doch nur, daß sie ihn liebt“, waren ihr in den Sinn gekommen und hatten eine häßliche Empfindung in ihr geweckt, die sie niederzämpfen und ersticken wollte, ehe sie den Brief ihres Verlobten las.

Lange mußte sie am folgenden Tage mit der Versuchung ringen, den Spaziergang nach dem Dorfe zu wiederholen. Nur die Gewißheit, daß es unmöglich sein würde, auch bei diesem zweiten Besuche unerkannt zu bleiben, hielt sie schließlich davon zurück. Für den Rest der Woche aber verbot ein Regenwetter unfreundlicher Art von selbst jeden Gedanken an einen so weiten Ausflug.

Am Vorabend des Festes erst begann die dicke Wolkenschleier hier und da zu zerreißen, und die Weisagung wetterkundiger Leute, daß man einen schönen Pfingstmorgen haben würde, ging auf das glücklichste in Erfüllung. Der alte Gutsherr von Lindow war mit seiner Gattin ausgefahren, um einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen; Ingeborg aber hatte die Einladung, sich anzuschließen, dankend abgelehnt, und ohne daß sie selber recht gewußt hätte, wohin ihr Weg sie führen würde, wanderte sie wieder muttergeleiten allein in den Wald hinein.

Die Richtung nach dem Dorfe zwar suchte sie geflissentlich zu vermeiden; aber als sie einmal aus dem dämmernden Schatten der dichtbelaubten Wipfel ins Freie hinaustrat, befand sie sich auf der wohlbekannten Landstraße, an deren letztem Ende ein schlanker Kirchturm gleich einem winkenden Riesenfinger sichtbar wurde. Nur noch ein kleines Stück wollte sie auf diesem Wege weitergehen, ehe sie umkehrte. Aber es mußte wohl irgend eine geheimnisvolle Macht ihre Hand im Spiele haben, da es geschehen konnte, daß sie mit einemmale vor dem weißgestrichenen Gartengitter an dem niederen Hause stand, ohne eigentlich zu begreifen, wie sie in der kurzen Zeit bis hierher hatte kommen können.

Nun wäre es freilich hohe Zeit gewesen, umzukehren, und gewiß hätte sich Ingeborg auch eiligst zurückgezogen, wenn sie nicht plötzlich von einer frischen Männerstimme hätte ihren Namen rufen hören, und wenn nicht durch den kleinen Garten her Valentin Düringhoffen auf sie zugeeilt wäre mit ausgestreckten Händen und mit einem Gesicht, als ob ihm alle irdische Glückseligkeit auf einmal zu teil geworden wäre.

Da war an eine Flucht allerdings nicht mehr zu denken; denn in der offenen Hausthür tauchte auch schon Regines zierliches Figürchen auf, und mit klopfendem Herzen ergab sich Ingeborg in ihr selbstverschuldetes Geschick.

Vor eitel Glückseligkeit über die unerwartete Begegnung kam Valentin Düringhoffen diesmal gar nicht dazu, schüchtern und ungeschickt zu sein. Die Art, wie er die Tochter des Professors einlud, in das mit jungem Birkenlaube festlich geschmückte Stübchen einzutreten, war ganz unwiderstehlich, und



als dann da drinnen durch seine ahnungslose Freude ans Licht gekommen war, wie seltsam die neckische Laune des Zufalls hier ihr Wesen getrieben, da gab es von allen Seiten nur Ausrufe des Jubels und der fröhlichsten Verwunderung, so daß die Verlegenheit auch in Ingeborg nicht recht zur Herrschaft gelangen konnte.

Von dem Briefe, den man ihr zu lesen gegeben hatte, war mit keinem Worte die Rede, und Valentin's glückliche Unbefangenheit hatte eine merkwürdig ansteckende Wirkung auch auf den jungen Gast.

Insgesamt freilich konnte sich Ingeborg gar nicht genug verwundern über die seltsame Wandlung, die mit dem ernststen Manne vorgegangen war. Es schien, als sei er erst jetzt aus einer fremden Atmosphäre in seine eigentliche Lebensluft zurückversetzt worden. Aus seinen blauen Augen leuchtete eine so sonnige Heiterkeit, eine so warmblütige Daseinsfreude, seine Bewegungen waren so viel lebhafter, seine Sprache so viel be- redter, daß die meisten seiner hauptsächlichsten Bekannten gewiß Mühe gehabt haben würden, das Wunder zu begreifen, das sich mit seinem Eintritt in das unscheinbare, ärmliche Vaterhaus an ihm vollzogen hatte. Nun verstand Ingeborg freilich noch viel besser als zuvor die zärtliche Bewunderung, mit welcher Mutter und Schwester zu ihm ausblickten, und heiß regte sich's in ihrem Herzen wie sehnsüchtiges Bedauern über die Härte des Schick- sals, die ihr verjagt hatte, einen Bruder — einen solchen Bru- der zu besitzen.

Eine beinahe kindliche Freude bereitete es ihr, als sich im Laufe der munteren Unterhaltung etwas wie ein geheimes Ein- verständnis zwischen ihr und dem jungen Chemiker entwickelte. Die Witwe hatte sich's nämlich trotz aller Bemühungen ihres Sohnes nicht nehmen lassen, mit dem Ausdruck stolzer Befriedigung von seinen reichen Geschenken und von den glänzenden Einkünften zu sprechen, die ihm solche Freigebigkeit allein mög- lich machen konnten. Da hatte denn Valentin, als er es gar nicht mehr vermeiden konnte, Rede zu stehen, einen flehenden Blick zu Ingeborg hinübergeworfen und etwas stockend allerlei fabelhafte Dinge vorgebracht von seinem großen Gehalt und von dem vergnüglichen Leben, das er selber in der Hauptstadt führe. Es hätte gar nicht viel Scharfblick dazu gehört, um zu merken, wie sauer ihm das Lügen wurde und in wie viel ge- fährliche Widersprüche er sich auf dem ungewohnten Gebiet ver- wickelte; Frau Düringhoffen und Regine aber hätten sicherlich eher den Einsturz des Himmels für möglich gehalten, als einen solchen Betrug. Endlich konnte er mit einem hörbaren Auf- atmen der Erleichterung das heikle Thema verlassen, ohne daß er auf seinen handgreiflichen Unwahrheiten ertappt worden wäre; Ingeborg aber wäre glücklich gewesen, wenn die gute Sitte ihr erlaubt hätte, ihm in diesem Augenblick recht warm und herz- lich die Hand zu drücken; denn sie hätte es nimmermehr für möglich gehalten, daß man an groben Lügen so aufrichtige Freude haben könne.

Mit Schrecken saß nahm sie wahr, daß schon mehr als eine Stunde seit ihrem Eintritt vergangen war, und als nun die Lehrerswitwe schüchtern aussprach, welche hohe Ehre es ihr sein würde, wenn die Tochter des Mannes, dem ihr Sohn so viel verdankte, zu einem einfachen Mittagessen ihr Gast sein wollte, da prägte sich die Entschlossenheit wohl so deutlich in ihren Mienen aus, daß Valentin den günstigen Augenblick mit vorwegem Mute benutzte. Er erklärte, daß man durch einen flinken Jungen aus dem Dorfe in weniger als einer Stunde eine Botschaft nach Lindow gelangen lassen könne, und er holte, noch ehe er eine Antwort erhalten hatte, Papier und Feder her- bei, damit Ingeborg zur Beruhigung ihrer Gastfreunde diese Botschaft niederzuschreiben.

Eine leise Mahnung, die sich in einem Winkel ihres Herzens erhob, wollte Ingeborg davor warnen, der Einladung der Lehrers- witwe zu folgen; aber sie sagte sich gleich wieder, daß die kleine Freiheit, welche sie sich da gestattete, im Grunde doch von sehr harmloser Natur sei, und nach einem Zaudern, das nur wenige Sekunden gewährt hatte, schrieb sie wirklich das Billet mit der Mitteilung von ihrem längeren Ausbleiben und der Veranlassung hierzu. Valentin wartete kaum ab, bis es trocken geworden war, und bereits nach Verlauf von fünf Minuten konnte er triumphierend verkünden, daß ein durch großartige Versprech- ungen zu Windeissele besügelter Bote mit dem Briefe unterwegs nach Lindow sei.

Da Frau Düringhoffen jetzt durch die Vorbereitungen zum Mittagessen in Anspruch genommen wurde, schlug sie selber den jungen

Leuten vor, einen kleinen Spaziergang zu machen, und zu Dreien schritten sie alsbald in den herrlichen, sonnigen Morgen hinaus.

Nie war Ingeborg ein Pfingstsonntag so schön und feier- lich erschienen wie dieser, nie hatte sie das Walten des Früh- lings mit so womigem Erschauern empfunden, wie an diesem glücklichen Vormittag. Sie gingen durch das Dorf, an der Kirche vorüber, aus welcher eben der fromme Gesang der Ge- meinde schallte, und bogen dann in einen Feldweg ein, um zwischen Wiesen und jungbegrüntem Aedern einem nahen Tamenhölzchen zuzustreben. Hoch über ihnen in den Lüften schmetterten unsicht- bare Vögel ihre Lieder, sonst aber gab es bis auf das ferne Bellen eines Hundes bald keinen Laut mehr um sie her, und sie dämpften unwillkürlich ihre Stimmen, wie man leiser spricht, wenn man in die hohen, feierlich erstnen Säulenhallen eines Tempels eintritt.

Auch auf den Inhalt ihres Gesprächs übte der Zauber dieses unvergleichlichen Pfingsttages seine Wirkung aus. Sie plauderten nicht mehr von oberflächlichen und gleichgiltigen Dingen, sondern sie wandten sich, ohne daß sie selber merkten, wie es geschah, ernsteren und bedeutsameren Gegenständen zu. Und bald war es nur noch Valentin Düringhoffen allein, der das Wort führte. Er, der Unbeholfene und Linkische, war von einer Verebtheit, die trotz ihrer kunstlosen Schlichtheit wunder- sam zu Herzen ging, weil sie so warm aus seinem eigenen, über- vollen Herzen quoll. Mit einer leisen Beimischung wehmütigen Bedauerns sprach er von jenen hohen Jugendidealen, deren Ver- wirklichung wohl nur wenig Auserwählte unter den Sterblichen erleben dürfen — von den stolzen Jünglingssträumen, deren keinem das Leben Erfüllung werden läßt, und von den taufend- mal bescheideneren Zielen, mit denen der gereifte Mann sich zu begnügen pflegt, stolz und glücklich, wenn es ihm vergönnt ist, wenigstens diese zu erreichen.

„Aber Sie dürfen nicht glauben, Fräulein Wallroth,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß ich darum schon alle meine hochfliegenden Ideale begraben hätte. Es giebt sogar eines, das Tag und Nacht all meine Gedanken beschäftigt, und dem ich mich wahrscheinlich nicht sobald abtrümmig machen lassen werde. Ich habe es zwar bis jetzt als ein tiefes Geheimnis behandelt und noch gegen keinen Menschen davon gesprochen; aber Sie werden es ja hoffentlich niemand verraten, wenn ich Ihnen ge- stehe, daß ich von einem brennenden Ehrgeiz erfüllt bin, der mir zu keiner Stunde Ruhe läßt.“

Ingeborg lächelte ungläubig, während sie fragte: „Von einem brennenden Ehrgeiz? — Sie, Herr Düringhoffen?“

„Jawohl,“ versicherte er eifrig, „von dem Ehrgeiz, der- maleinst unter die Wohltäter der Menschheit gerechnet zu werden — wenn auch nur unter die kleinen, die man ge- legentlich mit freundlicher Anerkennung nennt. Seit Jahren beschäftige ich mich mit Experimenten, um ein Heilmittel zu erfinden, das die Wirkungen des Chinin und des Morphinum vereinigen soll, ohne die nachteilige Wirkung, welche beide Medicamente auf den menschlichen Organismus üben. Gewisse Entdeckungen Ihres Herrn Vaters haben mir seinerzeit die erste Anregung dazu gegeben, und wenn ich auch noch weit davon entfernt bin, mein Ziel zu erreichen, so haben meine Versuche mich doch schon zu mancher überraschenden Be- obachtung geführt, die reichlich alle aufgewandte Mühe und so manche unangenehme Enttäuschung bezahlt.“

„Und wenn Sie das neue Heilmittel nun wirklich gefunden haben, dann werden Sie mit einem Schlage ein berühmter und reicher Mann gemorden sein — nicht wahr?“

Valentin Düringhoffen sah sie mit großen Augen an, sodasß sie sich errötend ihrer unüberlegten Frage schämte.

„Reich?“ wiederholte er, „nein, denn es würde ja keine von jenen Erfindungen sein, aus denen man um seines eigenen Vorteils willen ein Geheimnis machen darf. Und berühmt? Ich glaube es nicht, Fräulein Wallroth, obgleich es mich herzlich freuen würde, berühmt zu sein. Aber ich kann mir, offen gestanden, nicht recht vorstellen, wie ich mich in dieser neuen Eigenschaft ausnehmen würde.“

Er lachte, und sein kindlich heiteres Lachen wirkte wieder ansteckend auf seine junge Begleiterin. Sie fingen an von an- derem zu sprechen; aber die Vorstellung, wie hübsch es sein müßte, wenn Valentin Düringhoffens Name eines Tages in aller Munde wäre, ließ Ingeborg nicht wieder los und beschäftigte sie noch immer lebhaft, als er selber sein neues Heilmittel mit allen Hoffnungen, die sich daran knüpfen mochten, augenscheinlich schon längst wieder vergessen hatte. (Fortf. folgt.)



**Kunst und Wissenschaft.**

△ Karlsruhe, 1. Dez. (Kunstverein.) Die dieswöchentliche Ausstellung führt uns wieder ein Meisterwerk Ferdinand Kellers vor, ein prächtiges Damenbildnis, mit bekannter Virtuosität der Stoffbehandlung gemalt, während uns die allerdings zu dieser feinst gestimmten Fleischöne doch etwas zu süßlich und ein klein wenig wächsern erscheinen. Da behandelt doch Max Fleischer in Rom in seinen, mit einander ringenden nackten Jungen die Karnation des menschlichen Körpers mit weit mehr, fast rücksichtslos zu nennender Naturtreue, was freilich allein auch noch nicht den großen Künstler ausmacht. Auch sein „Enterbter“, ein musizierender Betteljunge, spricht sehr an durch seine naturtreue, schlichte Auffassung. Desgleichen Guido Schmitt in Heidelberg mit seinem alten Handwerksmann mit Kind, während wir doch sonst von diesem Künstler zumeist recht süßliche und kraftlos altmodische Dinge zu sehen gewohnt waren. Julius Schabinger hat ein recht gutes Kabinettstück „ein Gelehrter am Arbeitstisch“ ausgestellt; jedenfalls weit feiner als sein buntes und hartes, jüngst besprochenes Meeresidyll, obwohl verschiedene, geradezu unschöne Farbentöne dieses auch in ersterem noch wiederkehren. Auch das übrigens ziemlich ähnliche Bildnis eines hiesigen Musikgewaltigen v. Otto Eichrodt ist kein vollendetes Meisterwerk des jungen Künstlers und erreicht bei weitem nicht sein vor kurzer Zeit ausgestellt gewesenes äußerst lebendiges und flottes Selbstbildnis. Einer unserer, in der Auffassung der Natur feinstfühligsten und distinktiertesten Meister ist unstreitig Paul v. Ravenstein — (bekanntlich der Schwiegerjohn des großen Romantikers Moritz v. Schwind) — weshalb sich auch der Kenner jedesmal auf das Erscheinen eines Wertes des begabten vielseitigen Künstlers ganz besonders freut. Diesmal haben wir nun auch alle Ursache dazu, denn das „Frühjahr im Hochgebirge“ mit dem die Mitte des Gemäldes erfüllenden brillant dargestellten reisenden Bergstrom, dessen überflutete Ufer im frischen Grün prangen und dahinter die schneebedeckten Berggipfel — ist ein ganz hervorragendes Werk des sich stets mehr und mehr vervollkommnenden Meisters. Unter den unvermeidlichen weiblichen Fleische verdankten Blumenstüden haben wir die Chrysanthemen von Helene Strohmayer und besonders die Rosen von Ulta v. Beech in Rom hervor, weil in beiden stimmungsvollen Stücken, die sich vortrefflich von der anderweitigen bloßen Naturabbilderei der meisten malenden Damen unterscheiden, die Lösung eines koloristischen Prinzipis erfolgreich versucht ist. — Mit der nachträglichen Ausstellung von 28 Skizzen des verstorbenen Professors an der Düsseldorf- und hiesigen Kunstakademie, des bekannten Genremalers Karl Hoff, kann — unserer unmaßgeblichen Meinung nach — dem Andenken des großen Meisters unmöglich ein Gefallen getan werden, denn dieselben repräsentieren überwiegend denselben ganz und gar nicht und sind zumeist nach bekanntem und erprobtem Rezept von der Hand seines Sohnes, K. G. Hoff, fertiggestellt worden. Immerhin ist doch einiges Preisliche darunter, das einer näheren Betrachtung würdig erscheint. In seinem idealistisch sein sollenden Stimmungsbild „Nachtswolken“ beweist uns Josef Thomann deutlich, daß er mit dem Pinsel weit besser als mit der Delmalerei umzugehen weiß, obwohl er auch in jenem noch immer kein Meister ist. Da weist Maria Waag in München — offenbar eine Schülerin des gemalten Hans v. Bartels, der voriges Jahr hier eine ganze Reihe seiner brillanten Arbeiten ausstellte — mit dem Aquarell, das sie in flottester Weise fast wie ihr Lehrer behandelt, doch weit besser Bescheid. Auch Karl Mutter in Durlach ist hierin nicht übel, während A. W. de Beaucclair auf den ersten Blick den Dilettanten verrät. Mit den Kriegsbildern von Max Beech in Berlin haben wir uns endlich nicht weiter zu beschäftigen, das ist etwa kolorierter Militarismus, aber niemals Kunst.

↑ Freiburg, 1. Dez. Im Vordergrund der musikalischen Ereignisse standen zuletzt zwei recht verschiedene Erscheinungen: v. Andrades Gastspiel im Theater und Liszts „Heilige Elisabeth“ im Konzertsaal. Der unvergleichliche Don Juan-Darsteller hat durch das Feuer und die Gewandtheit seines Spiels das Publikum hingerissen und durch die galoppierende Art, wie er das Champagnerlied sang, überchwänglichen Jubel hervorgerufen. Es giebt aber etwas, was höher gilt, als alles das und nur von intimen Kennern ganz nach Bedeutung gewürdigt wurde: die geistige Seite seiner Leistung, hervorragend namentlich durch die abgerundete Charakteristik, welche v. Andrade aufwendet. — Einer begeisterten Aufnahme erfreute sich auch die Aufführung von Liszts „Elisabeth-Legende“ durch den Musikverein und seine Gäßstraße (Männergesangsverein, Waldkircher Damenchor und Infanterietabelle). Was so an Noten und Zeichen in der Partitur steht, ward aus dem Werte mit ziemlichem Glück herausgeholt, aber die tiefere Ergreiflichkeit aller Kräfte, das Glutvolle und Himmelanstrebende des Meisters („ich meine sein Genie, sein Geist“) kamen nicht vollständig und überzeugend genug zur Geltung. Immerhin wies die Aufführung musikalisch schon wiedergegebene Partien auf. Wer öfter das herrliche Werk unter Nottis genialer Leitung hörte, entbehrt hier freilich manches. Besonders unter der unzureichend orchestralen Begleitung hatte die hiesige Aufführung sehr zu leiden.

Eine Prachtleistung voll künstlerischen Abels, voll warmer Befectung, voll der feinsten Charakteristik bot Frl. Mailhac, welche die Elisabeth-Partie wiedergab und damit den Hörer tief ergriff. Man hatte eben das Gefühl, die Künstlerin lebe ganz in dem, was sie singt. Das weckt auch im Lauscher ein Mitempfunden höherer Art. Im Verhältnis zu solcher Hingabe an Wesen und Inhalt des Wertes konnte man verneinen, daß den meisten übrigen Mitwirkenden Wort und Ton nur eben auf den Lippen liege. Die Solisten, Frl. Reinisch und die Herren Dieber und Keller, boten gefanglich manches Ansprechende, aber in Bezug auf den Wortsin nicht immer vollkommen Charakteristisches.

SS Mülheim, 30. Nov. Den Reigen der Wintervergüngen eröffnete gestern der hiesige Männergesangsverein mit einem in allen Teilen äußerst gelungenen Konzert im großen Saale des Rathauses, das sehr gut, auch von auswärts, besucht war, so daß der geräumige Saal kaum die Zuhörer fassen konnte. Das reichhaltige Programm (Chorlieder und Solovorträge) wurde flott vorgetragen und muß namentlich die deutliche Aussprache der Sänger rühmend hervorgehoben werden. Sämtliche Nummern erzielten lebhaften Beifall. Ein von dem Herrn Dirigenten Fünfgeld komponiertes Lied „Sei fidel“ in schwäbischer Mundart mußte wiederholt werden. Auch der musikalische Teil des Programms lag in tüchtigen Händen und wurde mit großem Beifall aufgenommen.

**Verchiedenes.**

— Eine interessante Mitteilung darüber, wie eigentlich der Verdacht auf einzelne Teilnehmer am Haberfeldtreiben gelenkt wurde, geht der „Frankf. Ztg.“ aus München zu. Danach waren die noch unbekannteten Teilnehmer seinerzeit exponiert worden. Als nun verschiedene Haberer zur Osterbeichte kamen und beichteten, wurden sie nicht abholfiert und konnten infolge dessen nicht zur Kommunion gehen. Daß sie nicht kommuniziert hatten, wurde bekannt und herumgesprochen und das brachte dann Personen, die dem Haberfeldtreiben nachgingen, auf den Verdacht, man habe es hier mit Haberern zu thun. Es werden auch noch andere Dinge erzählt, die unter dem Druck der Verweigerung der Absolution vorliefen. Es spielen dabei namentlich die über die Verweigerung der Absolution untröstlichen Ehefrauen der Nichtabholfierten eine Rolle.

— Schnatternde Gänse. In München wurde am Freitag ein merkwürdiger Prozeß entschieden. Es handelte sich um die Gänse und ihren Gang. In der Vorstadt Giesing wohnen die großen Gänsemagnaten, die bis zu 3500 Stück Gänse in ihren „Stallungen“ (lustigen Hütten mit offenen Fensterlöchern) halten und füttern, um ihren Mitbürgern zu leisten, lederen Brätlein zu verkaufen. Diese Gänse machen nun auch nachts oft einen Hüllenlärm, und das kränkt die nicht gänsehaltenden Hausherren, die in der Nähe der weitgedehnten Gänsekolonie siedeln. Sie gingen deshalb zum Kadi, der nun 5 Gänsehändler mit je 9 M. Strafe belegte. Es kommt natürlich die Sache an das nächsthöhere Gericht, und hier siegen die Gänsehändler. Denn man darf die Gänseherden nicht in geschlossene Räume verbringen, weil sie sonst ersticken; man könne daher auch nicht die Gänsehändler strafen oder verlangen, daß sie ihre Hütten sofort abbauen. Die abgewiesenen Kläger wollen nun den Weg der Zivilklage betreten. (Schw. M.)

— Die Prinzessin von Pleß, eine Engländerin, erlieh in der „Post“ in auffälliger Form folgendes Inserat: „Prinzessin von Pleß auf Schloß Fürstenstein in Schlesien bittet eines nationalen Zweckes wegen alle an Deutsche verheiratete Engländerinnen ohne Unterschied des Standes um Einwendung ihrer Adressen zu Händen des Sekretariats derselben. Antwort wird alsbald erfolgen.“ Wie wir mitteilen können, besteht der „nationale Zweck“ in einem Geschenk, das der Königin von England im nächsten Jahr zu ihrem 60jährigen Regierungsjubiläum überreicht werden soll. Die an Deutsche verheirateten Engländerinnen werden um Bezeichnung von Beiträgen gebeten.

— Ein Schneider, der seinen Schnitt gemacht. Wenn man etwas Rechtes gelernt hat, fleißig und nicht auf den Kopf gefallen ist, kommt man mitunter auch zu Erfolg und Ehre. Die Londoner Zeitungen veröffentlichten einen Prospekt, wonach einer der bekannten Pariser Damenschneider, Herr Raquin, sein Geschäft in eine englische Aktiengesellschaft verwandelt, mit einem Kapital von 12 1/2 Millionen Francs. Das Geschäft besteht erst seit 1891 und ergab folgende Gewinne: im ersten Jahre 15 000 Frs., 1892 97 000 Frs., 1893 316 000 Frs., 1894 821 000 Frs., 1895 1 170 000 Frs. Für das laufende Jahr hofft man auf 1 1/2 Millionen zu kommen. Die schlechten Schulden betragen 1 1/2 Proz. der Verkäufe. — Handwerk hat einen goldenen Boden.

— Das Fahrrad in Holland. Aus Amsterdam schreibt man der „Frankf. Ztg.“: In Holland macht man vom Velociped einen besonders ausgiebigen Gebrauch; auf den graden, flachen, mit Backsteinen sauber gepflasterten Landstraßen laufen die männlichen und weiblichen Räder auf ihrem „Fiets“ — so heißt das Fahrrad auf holländisch — in großer Zahl dahin, und auch in den engen, belebten Straßen von Amsterdam scheuen die „Fietsrijder“ das Menschengewühl nicht. Die Velocipedhandlungen machen mit deutschen, holländischen und englischen Fabrikaten glänzende Ge-



schäfte, und eine „Fietsreinigungs-inrichtung“ (zu deutsch: Velociped-Reinigungs-Etablissement) hat ihre feste Kundschaft. Das flache Holland ist auch das Land für diesen Sport, und seine Kleinheit kommt ihm auch zu Gute; so konnte in diesem Sommer ein Professor in Amsterdam täglich nach Rotterdam „fetsen“, um dort Prüfungen abzuhalten. In letzterer Stadt hat kürzlich sogar eine Hochzeit per „Fiets“ stattgefunden, indem sich eine ganze Hochzeitsgesellschaft auf Fahrrädern zum Standesamt begab. Braut und Bräutigam sahen auf einem Tandem, das mächtige Brautbouquet war vorn an der Lenkstange angebracht. Die Traugeugen radelten auf anderen „fetsen“ hinterher. Natürlich gab es einen Volksauflauf und ein Gedränge in den Straßen, dessen die Polizei nicht mehr Herr werden konnte. Zuschauer prägeln sich, und einige Teilnehmerinnen am Hochzeitszuge fielen in den Schmutz. Damit die Hochzeit per „Fiets“ nicht die Regel werde, ordnete der Bürgermeister von Rotterdam dieser Tage an, daß niemand mehr ein „Fiets“ in das Vestibül zum Standesamt mitbringen darf.

— Die Sucht, zu fehlen! In London wurde an einem der letzten Nachmittage die Gräfin Ugolino in dem Augenblick von 2 Polizisten ergriffen, als sie sich in dem großen Etablissement von Peter Robinson echte Spitzen aneignete, von denen das Meter 120 M. kostete. Die Gräfin hatte schon seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Polizeidetektives erregt, weshalb man an jenem Tage besondere Beamte in dem Geschäft aufgestellt hatte. Der Wert des gestohlenen Objektes ließ den Vorbedacht des Diebstahls klar erscheinen, weshalb die Ueberführung der Gräfin in das Untersuchungsgefängnis angeordnet wurde.

— Fin de siècle! Aus London wird berichtet: Alle großen Modefirmen haben mehrere Leute angestellt, die nichts anderes zu thun haben, als die Maschinen der auf dem Zweirad ankommenden Kundinnen zu überwachen. Während der Zeit von 11 bis 12 Uhr und von 3 bis 5 Uhr, in der die Londoner Damen die Modegeschäfte zu besuchen pflegen, folgt eine radfahrende Dame der andern.

— „Das heutige Rußland“. Ein Buch von Friedrich Schütz „Das heutige Rußland“ erscheint bei Duncker u. Humblot. Das Buch enthält eine Reihe neuer spazierender Thatsachen und Beobachtungen aus dem politischen und sozialen Leben Rußlands. Von dem jetzt regierenden Zar erzählt Schütz in seinem Buche u. a.: Nikolaus II. ist eine stille Natur. Er macht nicht viel Worte, dankt mit einem Nicken, mit einem freundlichen Wink, mit einem Händedruck. Gelang es wirklich, ihn anzuregen, dann öffnet sich sein Auge groß und voll, und über seinen gelblichen Teint fliegt ein rosiges Hauch. Er ist am dankbarsten für intimere Genüsse; davon wissen die russischen Maler zu erzählen, deren Nischenbilder auf gewaltigen Staffeleien in die Pracht des Winterpalastes gerollt werden, wo der Kaiser lange bewundernd vor ihnen weilt. . . . Der Verfasser schildert dann das einfach ländliche Leben der russischen Kaiserfamilie in Peterhof, wo zur Sommerzeit allerlei Sport lebendig wird. Ein hübsches, für den Kaiser gefertigtes Bild zeigt seine Schwestern, die das Fahrrad meistern; der Zar selbst hat das Velociped nie sonderlich geliebt, er spielt mit Vorliebe hinter dichten, aus Stäben geformten und von jungem Grün umspinnenen Wänden Lawn-Tennis. In so froher Umgebung wandelt sich sein Wesen, der junge Offizier, der nichts — auch kein beobachtendes Auge — fürchtet, wird lebendig und alle Erinnerung an Würde und Würde der Krone ist abgetreift. Die Einsamkeit, in der dies allein möglich scheint, sucht der Kaiser, so oft dies angeht. Auf der Eisenbahnfahrt zu der Ausstellung nach Nischnei-Novgorod erweckte im Hofwaggon der Knopf, den man drückt, um das Notsignal zu geben, seine Aufmerksamkeit. — „Sollen wir nicht eine Probe damit machen?“ fragte er lächelnd. — „Gewiß“, meinte sein Adjutant. — Der Kaiser drückte auf den Apparat. Seine Nachbarschaft in den nächsten Coupés hebt erschreckt zusammen — ein Notsignal im Hofwaggon weckt trübe Erinnerungen — der Zug hält. — „Bleiben wir doch eine Zeit“, befiehlt der Kaiser. — Er steigt aus, tritt in die Morgenlandschaft, die im schönsten Herbstlichte erstrahlt. Rasch schlendert er, während über ihm die Lerchen schwirren und jubeln, weiter; plötzlich kommt er auf dem Wege an eine lebendige Hecke, eine endlose Linie von Soldaten, welche die Geleise bis Novgorod zu bewachen haben. — „Halt!“ ruft man dem Kaiser zu. „Halt!“ Zar und Gefolge müssen gehorchen. — „Halt!“ ertönt es zum drittenmale. — Ein Offizier eilt herbei, welcher dem Zar samt der Gesellschaft erklärt, daß niemand hier passieren dürfe: „Diese Wache schützt den Zar!“ — „Also mich?“ — Der Kaiser tritt näher, belobt lachend den Führer wie die Soldaten, und giebt jenem, was er an Cigarren und kleinen Erinnerungen bei sich trägt. — „Dies für Sie zum Andenken“, sagte er heiter, „die Wache, die ich in der Tasche habe, wollen wir an die Mannschaft verteilen lassen.“

**Humoristisches.**

Berschnappt. Kasinowirt (zum Offizier, der den Urlaub bei seinem Schwiegervater verbrachte): „Urlaub alle, Herr Lieute-

nant und Verlag von Otto Neuge in Karlsruhe Kirchstraße

nant? Gut bekommen?“ — Lieutenant: „I wo! Der Alte will's ja noch nicht abtreten!“ (Dorfbarbier.)

Auf Umwegen. Sie: „Nicht wahr, Karl, du hast früher einem Abhuten-Klub angehört?“ — Er: „Jawohl, ich war der stärkste Mann in unserem Verein und hob die schwersten Gewichte; ich konnte drei Zentner tragen und . . .“ — Sie: „Ach, dann sei so gut und trage das Kind ein paar Stunden; ich bin müde.“ (Puck.)

**Litterarisches.**

— Im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erschien soeben: Hoffmann's Haushaltungsbuch für das Jahr 1897. (15. Jahrgang.) Elegant kartoniert 2 M. Jede tüchtige Hausfrau, die ihren Mann durch Sparjamkeit unterhalten will, findet eine große Erleichterung hierin, wenn sie sich an pünktliche Buchführung gewöhnt. Für diesen Zweck leistet Hoffmann's Haushaltungsbuch die besten Dienste, indem dasselbe durch Einteilung der regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben in einzelne Gruppen eine übersichtliche Buchführung ermöglicht. Die Führung dieses Buches wird spielend erlernt und giebt am Jahres-schluss einen genauen Ueberblick über die Gesamtausgaben in jeder einzelnen Gruppe. Dabei läßt sich erkennen, wo zu viel ausgegeben wurde und wo daher künftighin gespart werden muß.

— Das 1. Heft des 8. Bandes der von H. v. Söbel begründeten „Historischen Zeitschrift“ (München, H. Oldenbourg) bringt zwei Aufsätze von allgemein interessierendem agrarhistorischen Inhalt: von A. Schulten über die Entwidlung des römischen Kolonats, und von Georg Friedrich Knapp über die Grundbesitzer in Nordwestdeutschland. Anknüpfend an das von ihm angelegte, neuerdings erschienene Buch Wittich's über dasselbe Thema giebt hier Knapp in eigener, pointierter Weise einen Ueberblick über einen der merkwürdigsten agrar-geschichtlichen Prozesse, der sich vom Mittelalter zur Neuzeit hin vollzogen hat.

— Aus tiefer Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit 30 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. Jahr, Moritz Schauenburg. Preis eleg. geb. 3 M. Der Herausgeber ist bei der Auswahl der Gedichte mit großer Sorgfalt zu Werke gegangen. Die Anordnung, den Namen unter Beifügung einiger biographischen Notizen voranzustellen und eines oder mehrere seiner besten lyrischen Gedichte folgen zu lassen, darf als eine sehr glückliche bezeichnet werden. In dieser Weise sind 145 deutsche Dichter — darunter manche weniger bekannte — berücksichtigt worden. Die äußere Ausstattung des Werkes ist eine vornehme und macht der Verlagsbuch-handlung alle Ehre. Besonders angenehm berühren die dem Buche beigegebenen Dichterbildnisse, die demselben einen hübschen feinstimmigen Schmuck verleihen. Diese neue Anthologie kann namentlich auch als hübsches Geschenk empfohlen werden.

— Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. Von Dr. G. Horn. 10 Bogen gr. 8°. Preis 2 M. 50 Pf. — Verfasser giebt eine quellennmäßige Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der öffentlichen und der privaten Vorlesungen und verwirft auf Grund der Geschichte die heute noch in Preußen übliche Unterscheidung von öffentlichen und privaten Vorlesungen als leer, nichtsagend, sinnwidrig und will den Universitätsunterricht einheitlich als öffentlich charakterisiert wissen, er verwirft auch die Kollegienhonoreare als solche, obwohl er in diesem Punkte mit seiner Meinung etwas zurückhält. Jedenfalls aber kommt das Buch zur rechten Zeit, um der Diskussion über die Regelung der Professorengehälter im Zusammenhang mit dem Honorarwesen die notwendige geschichtliche Unterlage zu geben.

— Bibliothek des Vereins zur Reform der Litteratur für die weibliche Jugend. 2 Bände. Berlin, A. Dehmler's Verlag (H. Apeltius). Preis elegant gebunden à Band 3 M. Inhalt: Band I. Sor Tagesanbruch. Erzählung für die weibliche Jugend (16—18 Jahre) von Sophie Stein. Ein Unternehmen, das bezweckt, die seit Jahren äppig wuchernde sogen. Pädagogiklitteratur mit allen ihren saden Abgeschmacktheiten zu verdrängen, kann nur allseitig mit Freuden begrüßt werden. Fern von aller Sühligkeit, allem Schwulst und Bedanterie, fesselt die Erzählung „Sor Tagesanbruch“ ungemein, so daß wir dieselbe der Mädchenwelt nur empfehlen können.

— Von Hoffmann's Botanischem Bilder-Atlas (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) sind uns soeben die Lieferungen 15 bis 18 zugekommen; damit hat das schöne Werk, das wir schon öfters warm empfohlen haben, seinen Abschluß gefunden. Unsere Waldbäume, Zwiebelgewächse, Gräser, Farnkräuter, Flechten und Pilze (von letzteren alle wichtigeren ephären) treten uns in vorzüglichen farbigen Bildern mit begleitendem Texte entgegen. Wer sich für unsere heimische Pflanzenwelt interessiert, findet in diesem Buche genussreiche Anregung und belehrende Unterhaltung; dasselbe wird namentlich auch der heranwachsenden Jugend willkommen sein und empfiehlt sich als prächtiges Weihnachtsgeschenk, das Alt und Jung in der Familie Freude und Genuss bereiten wird. Der billige Preis (18 Mark) ist — in Anbetracht der künstlerischen Ausstattung mit 80 meisterhaften Farbentafeln — ein überraschender und konnte von der Verlagsbuchhandlung gewiß nur in der Voraussicht auf eine sehr große Verbreitung so niedrig gestellt werden.

**Denksprüche.**

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,  
Und wer sie meidet, wird sie bald verlernen.

Am besten erkennt man den Charakter eines Menschen bei Gelegenheiten, beim Trinken und im Zorn. Talmud.

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuge in Karlsruhe.